



Michael Hagner
Die Lust am Buch

Insel-Bücherei Nr. 1464



Michael Hagner
DIE LUST AM BUCH

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1464

© Insel Verlag Berlin 2019

DIE LUST AM BUCH

EINS

ANFASSEN

Musik muss man nicht anfassen, um sie zu hören; ein Bild muss man nicht anfassen, um es zu betrachten; ein Buch muss man anfassen, um es zu lesen. Genau genommen bildet sich das Buch erst in der Hand. Dort entwickelt es seine Griffigkeit, womit es sich von Texten unterscheidet. Beim Lesen verschmelzen die Sensomotorik der Hand und des Auges. Am schönsten: Anfassen, Festhalten und irgendwann gar nicht mehr merken, dass du etwas in der Hand hältst und die Seiten umblätterst.

BILDUNGSTRIEB

Die Existenz eines Bildungstriebes (nisus formativus) begründete Johann Friedrich Blumenbach damit, dass dem Süßwasserpolyphen Hydra abgeschnittene Tentakel wieder nachwachsen. Das mit keiner göttlichen Schöpfung zu vereinbarende Regenerationsverhalten der Hydra hat nicht nur die biologische Theorie zu Entstehung und Wachstum der Organismen verändert und Kant zu der Idee verführt, dass ein Telos in der Natur zumindest als regulatives Prinzip angenommen werden könnte. Die Tentakel der Hydra haben auch die Dichter beschäftigt. In seinem Tagebuch attestiert Friedrich Hebbel dem Polypen, *sich immer wieder aus sich selbst ergänzen* zu können und ein neues und vollständiges Glied zu entwickeln. Von dort aus gelangt er zu einer Gegenüberstellung von Polyp und Mensch. Während der Polyp mit seinem Bildungstrieb immer wieder zur Vollständigkeit gelangt, bleibt der Mensch *ewig Stückwerk und bedarf aller übrigen, nicht bloß der gegenwärtigen*,

sondern auch der tozten und der noch nicht geborenen. Demnach tut der Bildungstrieb am Polypen ein vollkommeneres Werk als am Menschen. Die Perfektion, die Hebbel fasziniert, hat sich in der modernen Biologie bestätigt: Die Hydra ist eben wegen ihrer Regenerationsfähigkeit ein Vorbild auf dem Weg zur Unsterblichkeit. Ebenso bestätigt hat sich die Mangelhaftigkeit des Menschen, die bei Hebbel im Gewand der Bedürftigkeit auftritt. Deswegen Prothesen und Instrumente, deswegen all die gegenwärtigen, vergangenen und noch nicht geschriebenen Bücher.

CHARISMA

Die Welt mag nicht mehr lesbar sein, Bibliotheken sind es gerade noch. Wer mag, kann in ihnen Gedächtnis oder Großzügigkeit, Geschmack oder Geld erkennen. Und einen Herrschaftsanspruch, der bis in die Gestaltung der Bücherwände hinein wirksam wird. Manche historische Bibliothek trägt ihr politisches und kulturelles Charisma, indem sie zeigt, was es zu ihrer Zeit bedeutete, das Gedächtnis einer unwägbar Welt zu sein und dadurch das Vertrauen in deren Lesbarkeit aufrechtzuerhalten. Dass sich die Anordnung der Bücher seit jenen Zeiten kaum mehr verändert hat, macht die Kraft dieser Räume aus, auch wenn der Preis darin besteht, dass die Bücher eingefroren scheinen wie die Biene im Bernstein.

DIGITALIA

Fast niemand arbeitet heute noch ohne Digitalia. Und doch verhält es sich mit ihnen eigentümlich. Sie sind vorhanden, ohne wirklich präsent zu sein. Sie verschwinden, ohne wirklich weg zu sein. Bei den gekauften E-Books ist es nicht viel anders.

Man verfügt über sie, aber besitzt sie nicht. Jedes E-Book kann, wie Orwells *1984* erfahren durfte, über Nacht gelöscht werden, ohne dass der Besitzer es bemerkt. Man hat den Kuchen nie gehabt und kann ihn trotzdem essen – meistens jedenfalls. Ist Schrödingers Katze, die unheimlicherweise zugleich tot und lebendig ist, aus der Quantenbox in die Welt der Server umgezogen? Eine Sammlung oder gar Bibliothek ist unter solchen Voraussetzungen vorstellbar, aber vor allem eine Zumutung für die Treuherzigkeit, denn die Tentakel der Datenkraken wachsen bekanntlich sogar da, wo man sie nicht vermutet. Und was passiert, wenn man seine eigene Bibliothek vollständig einscannen lässt und die Bücher aus der Wohnung entfernt? Ist der Kopf dann so frei wie die Zimmerwände leer werden? Befreien Digitalia vom Fetisch des Sammelns, von der Lust am gedruckten Buch, das häufig nur als Ballast vor sich hin staubt? Sagen wir: Sie bringen es zum Verschwinden. Ein libidinöses Kraftfeld verdrängt das andere. Die Objektlibido, die immer wieder auf das Buch geführt hat, wird kaltgestellt und durch eine Zuganglibido ersetzt, die sich auf das Gerät richtet, das *Access* gewährt. Je kleiner das Gerät, desto größer die Triebabfuhr.

ERSTAUSGABE

In den letzten 25 Jahren ist kaum ein Fetisch so sehr entzaubert worden wie dieser. In Zweierreihen stehen Erstausgaben in meinen Regalen: etwas peinlich berührt, weil die Preise, die zum Teil noch in ihnen verzeichnet sind, angesichts des Wertverfalls mitleidiges Kopfschütteln hervorrufen; etwas geduckt, als könnten sie die Nächsten sein, die sich aus der vertrauten Umgebung verabschieden müssen.

FOTO / BUCH

Das Zeitalter des gedruckten Buches beginnt mit Johannes Gutenberg. Das Zeitalter des Buches in der Fotografie beginnt mit Henry Fox Talbot. Die Tafel VIII seines *The Pencil of Nature* bildet eine *Szene in einer Bibliothek* ab. Fox Talbot hat diese Fotografie nicht in einer Bibliothek aufgenommen, weil die Beleuchtungsverhältnisse gar keine Aufnahme zugelassen hätten. Also griff er sich etwas mehr als zwei Dutzend Bücher und drapierte sie im Sonnenschein auf zwei Holzbrettern, die vor einer dunklen Wand angebracht waren, damit sich die Buchrücken deutlich vom Hintergrund abhoben. Die jeweils außen postierten Bände dienten als Bücherstützen.

Damit zeigt sich die List der Fotografie in ihrer ganzen Schönheit. Sie behauptet, etwas in unnachahmlicher Treue abzubilden, was gar nicht da ist; es sei denn, man würde Bibliothek im ursprünglichen, antiken Wortsinn als Buchbehälter auffassen. Fox Talbots Buch enthält noch zwei weitere Tafeln, die Gegenstände auf den offensichtlich gleichen Holzbrettern vor dunkler Wand zeigen, nämlich *Gegenstände aus Porzellan* sowie *Glaswaren*. Die Kommentare zu den Bildern beziehen sich auf die abgebildeten Gegenstände. Im Fall des Porzellans gibt Fox Talbot zu bedenken, wie wertvoll eine solche Abbildung vor Gericht sein könne, wenn das Porzellan gestohlen wurde; und bei den gläsernen Gegenständen merkt er an, dass sie besser nicht gemeinsam mit Porzellan aufgenommen werden, *weil die Abbildung des Porzellans dank dessen größerer Helligkeit schon fertig ist, ehe die des Glases überhaupt zu erscheinen beginnt*.

Ob sehr helle und dunkle Bucheinbände ebenfalls unterschiedliche Belichtungszeiten erforderten? Darüber verliert Fox

Talbot kein Wort. In seinen Kommentaren wendet er einige Sorgfalt auf, um die Bilder zu beschreiben, aber bei der *Szene in einer Bibliothek* werden die Bücher nicht einmal erwähnt. Stattdessen meditiert er über ein Experiment, bei dem ultraviolette Strahlen durch einen Schlitz in einen dunklen Raum geleitet werden, in dem sich Menschen aufhalten, die einander nicht sehen können. Allerdings vermag das Auge der Kamera das Geschehen im Raum sehr wohl sichtbar zu machen. Man kann darüber rätseln, was diese frühe Phantasie über ein Nachtsichtgerät mit Büchern zu tun hat. Vielleicht wollte Fox Talbot auf eine Allegorie des Buches anspielen, die ungefähr so lauten könnte: In einem Buch lassen sich Dinge entdecken, die uns im gewöhnlichen Leben verborgen bleiben.

GEHIRNSCHRIFT

Das Schöne am Ausprobieren neuer Textsorten: die Gehirnschrift schafft sich eine neue Type. Rezension, Edition, Übersetzung, Interview, Dialog – das sind meine cerebralen Typographien. Deswegen verabscheue ich die Idee des kollektiven Schreibens. Abgesehen davon, dass ein Buch um so weniger Leser hat, je mehr Autoren daran mitschreiben; abgesehen davon, dass der gläserne Autor ebenso schnell zerbricht wie der gläserne Leser. Womit ich mich nicht abfinden kann: Es entsteht keine neue Typographie. Die Gehirnschrift verkümmert zum Exerzitium in ergebenster Schönschrift.

HOME

Zu den ersten Büchern, die ich anschaffte, gehörten, ganz konventionell, die ältesten. Weswegen meine Ausgaben von Homer, Herodot, Plutarch und einigen anderen Griechen schon lange

um mich sind. Nun sieht es so aus, dass ich sie erst im Ruhestand lesen werde. Das war nicht so vorgesehen, und irgendwann einmal dachte ich auch, mit 25 sollte man diese Autoren gelesen haben. Damit wären sie vielleicht erledigt gewesen. So kann ich wenigstens sagen: Die Griechen waren als Erste da und kommen ganz zum Schluss.

INSPIRATION

Die Geschichte dieses Begriffs beginnt in den Betstühlen der religiösen Hoffnung, setzt sich in den Salons der Ästhetik fort, um schließlich im Brachland der Produktion von Konsumartikeln zu enden. Für was also wird die Inspiration gebraucht? Wer sie erst spüren muss, bevor es an die Arbeit geht, kann bei Baudelaire nachlesen: Inspiration sei nicht mehr die Schwester des Exzesses, sondern der täglichen Arbeit. Gut möglich, dass Baudelaire, der von allen dreien etwas verstand, den Exzess suchte, um der Inspiration einen Tritt zu versetzen; und dann kam die Arbeit als Auflehnung gegen den Exzess.

JAGDFIEBER

Das früher notorisch fehlende Geld wurde kompensiert durch viel Zeit, um die Antiquariate West-Berlins zu durchstreifen. Jeder Gang war aufs Neue mit hohen Erwartungen verbunden. Gemessen daran war die Ausbeute bescheiden, aber das war egal, denn Geduld gehörte zur Formierung des Sammlerhabitus, und der wurde ebenso gepflegt wie die Buchfunde. So wurden jahrelang auch fremde Städte zuerst durch ihre Antiquariate erobert. Nichts schöner, als ein Geschäft zu betreten, das man sich auf dem Stadtplan herausgesucht hatte, und dort etwas zu finden, was seit langem auf der Wunsch-

liste stand oder noch gar nicht aufgefallen war. Gerade die Neuentdeckungen wurden zu Puzzlestückchen des Stadtbildes. Das war das 20. Jahrhundert, schon seit den Zeiten Benjamins, der seine Bücher als Passant auf Reisen kaufte. Damit ist es weitgehend vorbei. Antiquariate tragen nicht mehr zur Physiognomie der Städte bei, und in verschämter Übereinstimmung mit dieser Verlustanzeige hat sich auch die Affektlage verändert. Bücher aus einem möglichst vergessenen Stapel zu ziehen kann immer noch großer Tango sein, hat aber an Reiz eingebüßt, seit der Appetit durch simples Anklicken angeregt und gestillt werden kann. Dabei ist das Jagdfieber durchaus noch vorhanden. Es ist dieses viszerale, an Totalität grenzende Gefühl, ein Buch besitzen zu müssen. Das ist heute eher möglich als früher. Dem, der etwas unbedingt haben möchte, kann in aller Regel geholfen werden – mit dem Wermutstropfen, dass das große Glücksgefühl gedämpft bleibt, weil die Raritäten häufiger sind, als es die Situation früher vermuten ließ. Was im Horizont weniger Anbieter von Büchern als besonders selten galt, ist es im globalisierten Markt nicht mehr. Dementsprechend ist das Seltene selten geworden. Der Wandel vom Antiquariatsjäger zum Stubenfischer am Bildschirm ist Entzauberung pur. Es dominiert jener Affekt, der in der Geduld keine Luststeigerung mehr erkennt und auf unverzügliche Abfuhr drängt. Das ist in Ordnung so, und dennoch: Es hat etwas von den späten Abenteuern des zittrig gewordenen Jägers, dem die armen Viecher im Wald vor die Flinte getrieben wurden. Und wenn er immer noch nicht traf, stand ein geübter Schütze hinter ihm und drückte gleichzeitig ab.

KANON

Das Unangenehmste daran ist der Begriff selbst. Weder die griechische Herleitung von *Rohrstock* noch die lateinische vom kirchlichen Glaubensgesetz haben ihm eine glückliche Etymologie verschafft, und das haben ganze Generationen zu spüren bekommen. Jetzt, da der Begriff kaum noch Autorität ausströmt, mögen einige wohl Phantomschmerz empfinden. Zu Recht, aber was könnte an dessen Stelle treten? Oder glauben wir ohnehin nicht mehr daran, dass es vorteilhaft ist, bestimmte Bücher gelesen zu haben? Das wäre fatal. Aber man kann auch Kompromisse eingehen. Wie der auf die einsame Insel verschlagene fromme Jude, der sich zwei Synagogen baute: eine, die er aufsuchte, und die andere, die er nicht aufsuchte. Kanon wäre vielleicht das, was man nicht aufsucht, aber es ist gut, zu wissen, dass er da ist.

LICHTENBERG

Zu seinen Göttern soll man sich bekennen.

MUSIK

Claude Lévi-Strauss hat seine Bücher geschrieben, während er Opern hörte. Ich stelle mir vor, er brauchte Musik fast so sehr wie Sauerstoff, Wärme und Licht. Wie aber kam er damit zurecht, dass die Stimme zu unerwünschten Interferenzen führen kann? Bei mir gilt: kein Gesang, und die Musik darf nicht von vorne kommen, schon gar nicht aus dem Gerät, an dem ich schreibe. Am besten kommt sie von der Seite oder von schräg hinten. Wie ein Wind.

NACHSCHLAGEN

Als Kind bekam ich den Brockhaus im Taschenbuchformat geschenkt. 20 rote Bände im Schubert, die neben Spielzeugautos im Regal standen. Manchmal schnappte ich mir irgendeinen Band und las quer, folgte den Verweisen, blätterte in der Nachbarschaft eines Begriffs oder schlug irgendeine Seite auf – und das so hingegen, dass ich darüber das Staunen vergaß, was ich alles interessant fand. Meine Alphabetisierung kroch ein Stückchen voran, denn andere Bücher verschmähte ich. Als Nachschlagewerk war er mir geschenkt worden, aber als Hypertext für den Leseunwilligen beehrte ich ihn. Viel später, als sich die spezialisierteren Wörterbücher, Lexika und Enzyklopädien breitmachten, war der kleine Brockhaus nicht mehr satisfaktionsfähig. Geblieben von ihm ist mir das Prinzip Hypertext – lustvolles Vergreifen an den eigenen Bücherwänden. Jedes Buch ist wie ein Lemma im kleinen Brockhaus, das auf ein anderes verweist.

OFFENHEIT

Open Data, Open Access, Open Source, Open Science – das sind die Zauberworte der digitalen Wissensökonomie. Diese Worte sind der neoliberalen Ideologie einer ungehemmten und ungefilterten Zirkulation zuzuordnen und nicht der schönen Vorstellung vom πάντα ῥεῖ der griechischen Naturphilosophie. Über dem Tor zur Offenheit hängt ein Schild, das Roland Barthes einst dort angebracht hat. Die Schrift ist vergilbt und kaum noch lesbar, aber wenn man genau hinschaut, steht dort: *Offenheit ist im Allgemeinen das Tor zur Dummheit*. Barthes wusste: In der Wissensgesellschaft darf es keine Dummheit geben.

PROTHESENGOTT

Es gibt keinen schöneren als diesen von Freud geprägten Begriff, um zu verdeutlichen, dass menschliche Unvollkommenheit und die Sehnsucht nach deren Überwindung sich stets in einer Mischung aus Technik und Mythos entäußern. Dazu zählt inzwischen auch jene Phantasie, die das Gehirn als Prothese der digitalen Netzwerke betrachtet. Rückzug vom Menschen bedeutet nicht mehr, sich als Eremit ins Gebirge zu verabschieden, sondern von technologischer Singularität zu fabulieren. So wie sich im genetischen Egoismus das Gen zum Zwecke der Fortpflanzung sein schützendes Gehäuse schafft, um es danach abzureißen, so verwendet die digitale Intelligenz humane Prothesen, um sich ihrer zu entledigen, sobald sie nicht mehr benötigt werden. Eine Fabel – was sonst? –, aber damit wird kaschiert, dass die Prothesen ihre Betriebsamkeit im Alltagsleben als Doppelpack von Überwachungsinstrument und Wunschmaschine entfalten. Wir brauchen uns keine Gedanken darüber zu machen, ob die Prothesen sich selbst überwachen, nachdem sie ihren Wirt ausgeschaltet haben. Doch gibt es nicht zu denken, dass wir vor Erfassung nur dann gefeit sind, wenn wir das, was wir tun wollen, einfach unterlassen? Vielleicht ist Singularität nur ein anderer Begriff für diese Indolenz.

QUERLIEGENDE BÜCHER

Erheben immer den latenten Vorwurf, sie seien nicht würdig genug, um aufrecht zwischen die anderen eingeordnet zu werden, und dienen letztlich nur als Staubfänger. Der Vorwurf ist nicht ganz unberechtigt. Meine Lieblingsbücher habe ich noch nie quer ins Regal geschoben.

SAMMELN

Sammeln befriedigt, wie wir wissen, die Objektlibido. Je seltener das alte Buch, desto mehr denkt der *wahre Sammler* – wie Benjamin schreibt –, dass dessen Erwerb eine *Wiedergeburt* bedeutet und seine *wahre Freiheit* erst auf dem heimischen Bücherregal beginnt. Also dann: Bücher auf Vorrat kaufen und in der animistischen Erwartung hausen, genau diese Bücher wollen zu dir. Ein Gespür dafür entwickeln, wann welches Buch dich begehrt und die dabei begangenen Irrtümer in Kauf nehmen. Mit jedem neuen Buch zum Analphabeten werden.

SCHAULAGER

Im Tagebuch, hieß es einmal, soll das unverwechselbare, wahre Ich zum Vorschein kommen, sollen intime Momente aus der Geschichte einer Person enthalten sein. Von dieser Idee hat man sich mit großer Geste verabschiedet. Intimität ist nicht mehr als ein Code. Dank der Verbindung aus informationswissenschaftlicher Raffinesse, ökonomischer Begierde und einer merkwürdigen cartesischen Sehnsucht, Gewissheit über sich selbst zu erlangen, beginnen die Verhältnisse sich zu konkretisieren: Der Code führt direkt zur Intimität.

Was bei den Gesundheitsarmbändern im Sport bereits zur Regel geworden ist, lässt sich auf alle anderen Bereiche übertragen: Warum nicht eine umfassende psychophysiologische Bestandsaufnahme beim Sex, beim Lesen eines Gedichts und beim Notieren, beim Chatten und Bloggen, beim Restaurantbesuch und beim Großeinkauf im Internet, bei der Reise nach Jerusalem und beim Wandern im Engadin? Die dabei anfallenden Daten geben uns Auskunft, welche neuronalen, hormonalen und vegetativen Turbulenzen bei entsprechenden Akti-

vitäten auftreten. Mit geeigneten Algorithmen lässt sich daraus ein digitales Tagebuch stricken, in dem wir uns nicht mehr über uns selbst täuschen können. Metior ergo sum. Das Tagebuch als Schaulager des psychophysischen Interieurs.

TEETASSE

Die Teetasse, seit Jahren morgens unverzichtbar, kann neben jedes, auch das wertvollste Buch gestellt werden. Das ist eine Sache der Vorsicht, des Vertrauens, der Verwandtschaft. Man muss für sich selbst entscheiden, welche Dinge zusammengehören.

UNTERSTREICHUNGEN

Einmal kaufte ich ein Buch, das ich unbedingt als Erstausgabe besitzen wollte. In diesem Exemplar war fast jede Zeile unterstrichen, und zwar mit verschiedenfarbigen Buntstiften, so dass die gedruckten Buchstaben eher wie Marginalien zu den vielfarbigen Strichen wirkten. Da hatte sich einer sein eigenes und nur von ihm zu beherrschendes Schriftbild geschaffen, Seite um Seite. Der unerhört gründliche Leser und penetrante Unterstreicher war mit diesem Exemplar einen unauflöselichen Pakt eingegangen. Warum war dieses Buch im Antiquariat gelandet und nicht mit ihm ins Grab gegangen? Ich wusste lange nicht, was ich damit anfangen sollte. Dann benötigte ich Jahre, um die Striche auszuradieren. Es handelte sich um die Erstausgabe von *Sein und Zeit*. Eine Frechheit, zweifellos. Aber gegen die Einsicht, dass das Exemplar niemals in den Status quo ante geraten würde, stand der Wunsch, es für mich lesbar zu machen – während des Radierens und danach. In diesem einen Fall obsiegte der Text gegen das Buch.

WORDFILE

All die schönen Wordfiles, die seit 1986 produziert wurden. Und weil die Aktenordner mit Vorträgen, Notizen, Entwürfen und Exzerpten das Bücherregal zum Platzhalter der Sekundärtugenden machten, war die Begeisterung für die eleganten kleinen Files, die sich so schön benennen, ordnen und öffnen ließen, so groß, dass der Papierausdruck in Vergessenheit geriet. Alles vor 1990 Entstandene ist weg. Aber auch danach mehr Ruinen als vollständig erhaltene Gebilde. Es gibt Files, von denen ich weiß, dass sie verschwunden sind; es gibt andere, von denen ich nicht einmal mehr weiß, dass sie je existierten. Macht nichts, dann vermisste ich sie auch nicht. Den Disketten wird nichts der Vinyl-Renaissance Vergleichbares widerfahren. Sie bleiben als leere Medien in irgendeiner Schublade zurück, taugen nicht dazu, noch einmal wiederentdeckt zu werden, später, wenn man im alten Zeug herumkramt. Selbst Zeug, warten sie auf Entsorgung. Bis dahin sind sie stumm wie die Tafel, die seit der Kindheit nicht mehr beschrieben wurde. Der Wordfile ist ein Bewohner des Wunderblocks.

XEROX

Als die Neuedition von Seth Siegelaubs *The Xerox Book* endlich zu Hause eintraf, war ich beim Durchblättern erst einmal er-nüchtert. Die Inkunabel der Konzeptkunst schien allzu simpel gestrickt. Ich legte dieses Xerox-Kopie-Faksimile des Xerox-Kopie-Originals beiläufig zu den Xerox-Kopien, die sich immer wieder auf Tisch und Stühlen stapeln. Da geriet es in Vergessenheit, weil ich es als gebundene Sammlung von Fotokopien und nicht als Buch verbucht hatte. Beim Umräumen fiel es mir irgendwann wieder in die Hand, und dann verstand ich: